



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

gingen wir zusammen nach Dölitz oder nach Raschwitz, und im Winter führte ich sie in die „Drei Schwanen“ zum „großen Konzert.“

Unter solchen Gedanken war er in seiner Stube angekommen und machte sich wegen der Schwüle des Tages bequem. Er entledigte sich seines Rocks und streckte sich aufs Sofa, um sich von der Anstrengung des Spazierganges zu erholen und, wie es des Nachmittags seine Gewohnheit war, zu lesen. Wider Willen verfiel er aber nach wenigen Minuten in eine Art von Halbschlummer, den er vergebens zu bekämpfen suchte. Nur eine Weile gelang es ihm, die Augen offen zu halten, und er bemerkte noch, wie die Kaze nach ihrer Gewohnheit an den Bücherregalen hinstrich. Dann sprang sie auf den Tisch, auf dem ein aufgeschlagener Foliant lag. Es war ein grüner Pergamentband, der teils alte medizinische Rezepte, teils Zaubersformeln in schöner arabischer Schrift enthielt. Dann fielen ihm die Augen wieder zu.

Aber plötzlich brachte ihn ein Geräusch wieder zum Bewußtsein. Es war ihm, als ob die Blätter des Buches eins nach dem andern leise umgewandt würden, und als er die Augen öffnete und nach dem Tische blickte, sah er, wie die Kaze, die ihm den Rücken zuehrte, mit ihren weißen Pfötchen geschickt Blatt für Blatt umschlug. Erstaunt richtete er sich auf und sah dem zierlichen Spuk zu, den er nicht für möglich gehalten hätte, als ihn plötzlich ein noch eigentümlicheres Benehmen der Kaze veranlaßte, vom Sofa aufzuspringen. Das Tier war mit einer wilden Bewegung aufgefahren und hatte, einen schrillen Ton ausstoßend, beide Vorderpfoten in das Buch gekrallt, während es heftig den Schweif bewegte und mit funkelnden Augen auf die Schriftzüge blickte, in die es seine Krallen geschlagen hatte. Bei dem Geräusch, das Justus durch sein Aufspringen verursachte, sprang die Kaze mit einem Satz vom Tisch herunter und unter den Bücherschrank. Aber bald kam sie wieder hervor und näherte sich Justus unter Anzeichen der größten Unruhe, rieb ihren Kopf an seiner Hand, sprang dann wieder auf den Tisch und starrte am ganzen Leibe zitternd auf die Stelle im Texte des Buches, die die Spuren ihrer Krallen zeigte. Justus wollte sie beiseite schieben, da er für sein Manuskript Sorge trug, aber das Tier stieß ein klägliches Gemimmer aus und versuchte, das Buch mit den Pfötchen festzuhalten und ihn am Umwenden zu verhindern. Dann wies sie — Justus traute seinen Augen nicht — auf einen der Sprüche und wandte sich zu Justus, wobei sie ihn wie bittend anschaute.

Endlich verstand er, was das seltsame Tier wollte! Mit erregter Stimme las er laut die Formel. Aber kaum hatte er das letzte Wort ausgesprochen, als die Kaze zu Boden stürzte und sich minutenlang unter gräßlichen Zuckungen wand. Justus betrachtete sie, durch die sonderbare Erscheinung aufs höchste erschüttert. Das Tier schien zu wachsen und seine Form zu ändern. Der lange buschige Schweif schrumpfte ein, und das weiche, zottige Fell verwandelte sich in ein blütenweißes wolliges Gewebe. Der Kopf verschwand unter einem

schimmernden Flor, und die Augen, die vorher grün gewesen waren, glänzten groß und tiefdunkel unter der Hülle des Schleiers. Endlich lag das wunder-same Geschöpf, zu menschlicher Gestalt verändert, ruhig da; nur die schnell sich hebende und senkende Brust zeugte von dem geheimnisvollen Kampfe der Natur, der hier stattgefunden hatte.

Zustus war neben der Verwandelten niedergekniet. Da regte sich die Hülle, eine kleine weiße Hand kam zum Vorschein und zog den Schleier vom Antlitz. Es war ein herrliches Mädchenantlitz, das der junge Gelehrte erblickte, aber um die schmalen, roten Lippen lag ein Zug bitterm Leidens und harter Entbehrung.

Süßes Mädchen, sagte er, bist du gekommen, um mir das Glück zu bringen, nach dem ich mich so lange sehne? Willst du die gütige Fee sein, die über meinen Wegen wacht und aus diesen stillen Räumen einen Palast zaubert, so schön wie noch kein Fürst einen besessen? Komm, laß mich dich in meine Arme schließen, ich wußte es längst, daß du ein wunderbares menschliches Wesen seiest, ich hatte es wohl bemerkt, daß du meine Bücher gern hattest, und daß du Arabisch zu lesen verstandest! Komm in meine Arme, du holdseliges Geschöpf!

Das Mädchen seufzte tief und machte eine abwehrende Bewegung. Wenn dir mein Glück lieb ist, sagte sie in wohlklingendem Arabisch, so rühre mich nicht an! Laß mich noch einige Minuten schlummern, dann will ich dir die Erklärung geben zu allem, was du gesehen hast!

Sie schwieg und schloß die Augen. Ihr zarter Körper schien in der That unter der Anstrengung der Metamorphose unfähig gelitten zu haben. Zustus fand Zeit, sich von dem Schrecken, der ihn bei dem rätselhaften Vorgange befallen hatte, zu erholen und nach einer Erklärung zu suchen. Er trat ans Fenster und blickte auf den Markt hinunter, um sich davon zu überzeugen, daß er auch nicht geträumt habe. Aber unten ging alles seinen gewohnten Gang. Leute, die wieder an ihr Geschäft eilten, schritten am Marktplatze vorüber, und dort am goldnen Brunnen stand wie immer die alte Blumenhändlerin und pries den Vorübergehenden ihre Harlemer Tulpenzwiebeln an.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Stammbaumeifer. Es ist eine erfreuliche Erscheinung, daß in unsern Bürgerkreisen das Interesse für Familiengeschichte zunimmt, und die Grenzboten können sich wohl rühmen, durch den Aufsatz: „Zeichnet Stammbäume!“, den sie

vor einiger Zeit veröffentlicht haben, etwas mit dazu beigetragen zu haben. Die Sache hat nur, wie alles in der Welt, zwei Seiten, und die Rehrseite zeigt sich bereits in beängstigender Weise: die familiengeschichtlichen Forschungen fangen an, zu einer Plage der Bibliotheken, Archive, Standesämter und Küstereien zu werden.

Die meisten Leute, die sich daran machen, ihren Stammbaum aufzustellen, haben von der Schwierigkeit der Sache keine Vorstellung. Wir wollen nicht von den ganz Ahnungslosen reden, die sich einbilden, es gebe Geschäftsstellen in Deutschland, an die man nur zu schreiben brauche, um sich seinen Stammbaum und — sein Wappen (!) kommen zu lassen. Auch solche, die ungefähr wissen, wie man die Sache anzufangen hat, haben meist keine Ahnung davon, welche Zeit und Mühe es kostet, nur einen einzigen Geburts- oder Tauf- oder Trau- oder Todesstag festzustellen, wenn es an jedem vorläufigen Anhalt fehlt, und vollends die Voreltern eines heute lebenden jahrhundertweit zurück aufzuspüren. Selbst angenommen, daß die Voreltern mehrere Geschlechter hindurch an demselben Orte gelebt haben — wenn man sie noch gar nicht weiß, wenn man sie erst suchen soll, kann man tagelang suchen. Wie selten aber ist dieser Fall! Meist wird man ja bei jeder Stufe, die man weiter zurück geht, auch nach andern Orten gewiesen. Wer sich 1730 in Leipzig verheiratet hat und 1774 dort gestorben ist, war vielleicht 1704 in Nürnberg geboren — da heißt es also, sich von Leipzig nach Nürnberg wenden. Die Frau wiederum war vielleicht eine geborne Leipzigerin, aber ihre Eltern stammten der Vater aus Zeitz, die Mutter aus Gera — da heißt es, nach Zeitz und Gera schreiben. Aber an wen? Nun an den Küster und an den Magistrat. Aber wenn die Stadt nun mehrere Tauf- und Traukirchen hat, an welchen Küster? Und wer soll sich beim Magistrat der Mühe unterziehen, die Nachforschungen anzustellen? Mir ist es selbst begegnet, daß mir auf eine Anfrage in einer recht namhaften Residenzstadt Thüringens — wobei es sich nur darum handelte, vielleicht mit Hilfe der Bürgermatrikel und der Steuerbücher festzustellen, ob eine gewisse Person in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts dort gelebt habe — der Magistrat antworten ließ, ich möchte selber kommen und nachsehen, die Beamten hätten keine Zeit dazu, könnten auch die alten Schriften schwer lesen. Ich habe nicht über diese Antwort nicht im geringsten gewundert. Ganz abgesehen von der „schweren Lesbarkeit“ der alten Schriften: die meisten Stadtbehörden haben in der That nicht die Beamten dazu, derartige Nachforschungen anstellen zu lassen. Die Beamten haben meist mit den laufenden Tagesgeschäften so vollauf zu thun, daß sie beim besten Willen nicht dazu kommen, derartige Privatwünsche zu erfüllen. Aber auch in größern Städten, wo man sich den Luxus eines oder mehrerer wissenschaftlich gebildeter Archivbeamten gönnen kann, ist nötigeres zu thun, als für Müller oder Schulze Stammbäume anzufertigen. Die Wittsteller sind ja nun oft bereit, für die Nachforschungen alle möglichen Geldopfer zu bringen. Aber das nützt ihnen gar nichts. Es handelt sich nicht ums Geld, es handelt sich um die Zeit. Die Beamten können derartige Nachforschungen nur in ihren Amtsstunden anstellen. Reichen diese dazu aus, so ist es gut, besonders bezahlen lassen können und dürfen sie sich nicht dafür; reichen sie nicht aus, dann hilft alles Geld nichts, dann hilft nur, wenn man sich in der betreffenden Stadt einen geeigneten Menschen verschaffen kann, der ins Archiv gelassen wird und dort für Geld und gute Worte die Nachforschungen anstellt. Mit bloßem Geld ist nur in den Küstereien etwas zu machen. Tauf- und Trauzeugnisse aus den Kirchenbüchern auszuschreiben, gehört ja fast überall zu den Geschäften des Küsters, und er hat dann an solchen Zeugnissen eine Nebeneinnahme zu seinem Gehalt. Ob die Urkunde,

die er abschreibt, von 1850 ist und dazu dienen soll, eine Erbschaft zu erheben, oder ob sie von 1550 ist und dazu dienen soll, einen Stammbaum zu vervollständigen, ist gleichgiltig, er berechnet die üblichen Sporteln. Aber so bequem die Sache hier ist, so gefährlich kann sie werden. Durch unbestimmte, nicht gehörig abgegrenzte Aufträge kann man gründlich hineinfallen. Mir ist ein Fall bekannt geworden, wo ein Kaufmann, der auch angefangen hatte, sich für seinen Stammbaum zu interessieren, an den Küster einer Stadt geschrieben hatte, in der, wie er wußte, Vorfahren von ihm gelebt hatten. Er hatte dem Küster den sehr allgemein gehaltenen Auftrag gegeben, sämtliche in seiner Verwahrung befindlichen Kirchenbücher auf die betreffende Familie hin durchzusehen und Auszüge daraus zu machen. Das Ergebnis war nicht gerade null, aber doch ziemlich unbedeutend; die Rechnung des Küsters aber betrug — 170 Mark, und als der Kaufmann diese Summe nicht zahlen wollte, wurde er gerichtlich zur Zahlung verurteilt.

Wenn das Interesse für Familiengeschichte in immer weitere Kreise dränge, worüber man sich ja nur freuen könnte, so wäre es unbedingt nötig, daß in den Archiven (und Bibliotheken) die Auskunfterteilung in irgend einer Weise geregelt würde. Es fehlt heutzutage nicht an wissenschaftlich gebildeten jungen Männern, die mit Vergnügen eine bescheiden besoldete Anfangsstellung als Hilfsarbeiter in einem größern Archiv übernehmen würden, und denen dann solche Auskunfterteilungen, natürlich gegen besondere Bezahlung, mit übertragen werden könnten. In kleinen Städten aber, wo ein wissenschaftlich gebildeter Archivbeamter ganz fehlt, wird sich wohl immer unter der Lehrerschaft jemand finden, der sich ein wenig für die Ortsgeschichte interessiert; an diesen könnten dann eingesandte Fragen und Wünsche zur Erledigung, natürlich auch gegen Bezahlung, abgegeben werden. Zum guten Teil handelt es sich zwar bei allen solchen Nachforschungen um untergeordnete Arbeiten, die weiter nichts als Zeit und Aufmerksamkeit erfordern. Dennoch ist es aus mehr als einem Grunde notwendig, daß diese Arbeiten nicht von Subalternbeamten, sondern von wissenschaftlich gebildeten Leuten ausgeführt werden. Erstens schon deshalb, weil in der ältern Zeit die einschlägigen Quellen oft lateinisch oder halblateinisch abgefaßt sind, es z. B. in einer Bürgermatrikel des sechzehnten Jahrhunderts heißt: Balthasar Güsswein von Rembniz, balneator, exhibuit litteras, juravit, civis factus. Act. 9. Sept. 1561. Vor allem aber deshalb, weil die Quellen, die bei solchen Forschungen in Frage kommen, samt und sonders so kostbar sind und deshalb so sorgfältige und in jeder Weise schonende Behandlung erfordern (das beste wäre es, man brauchte zu ihrer Benutzung nur die Augen, nicht die Finger!), daß sie schlechterdings nicht gewöhnlichen Expedienten in die Hände gegeben werden sollten. Freilich giebt es auch wissenschaftlich gebildete Leute, die von dem Umgange mit wertvollen Büchern keine Ahnung haben, und die in zehn Wochen ein Buch mehr abnutzen, als ein anderer in zehn Jahren.

Die Ärzte und die Fremdwörter. Über den Anflug der Fremdwörter in der ärztlichen Wissenschaft ist schon oft geklagt worden — immer vergeblich. Jetzt läßt der Allgemeine deutsche Sprachverein ein Verdeutschungswörterbuch ausarbeiten; daß aber, nachdem dies mühevollere Werk begutachtet, durchberaten, abgeändert und endlich „angenommen“ sein wird, die Ärzte sich darnach richten werden, ist wenig wahrscheinlich. Denn in diesem Falle klammert sich an die Fremdwörter nicht bloß bequeme Gewohnheit, sondern ein Standesvorurteil, und das ist noch schwerer zu überwinden.

Im Jahre 1889 erschien in dritter Auflage Roths „Klinische Terminologie,“

ein Buch, das die in der Heilkunde gebräuchlichen Kunstausdrücke nach ihrer Bedeutung und Ableitung erklären will. Demselben Zwecke dienen auch noch zwei oder drei andre Werke. Die Ärzte müssen also finden, daß das Griechisch und Latein, das sie dem Gymnasium verdanken, nicht ausreicht, sie zum Verständnis der Sprache ihrer Wissenschaft zu befähigen — ein Umstand übrigens, der den Eifer, mit dem sich so viele ärztliche Vereinigungen gegen die „Zulassung der Realschulabiturienten zum Studium der Medizin“ erklärt haben, in eigentümliche Beleuchtung rückt. Man denke nicht, daß nur einfache Ärzte in der Sprache Galens unsicher sind: es giebt Lehrer an den Hochschulen, die es nicht besser machen. In Ziemßens bekanntem großem „Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie,“ das etwa sechzig Gelehrte zu Verfassern hat, findet man wiederholt lethal gedruckt statt letal und für Katarrhus sogar Katarrhosis! Der betreffende Verfasser hat also nicht einmal von der Herkunft des Fremdworts, das die schlechthin häufigste Krankheit bezeichnet, eine Ahnung gehabt.*)

So etwas ist ja nun an sich kein Unglück; es bestätigt nur die alte Erfahrung, daß sich mit Fremdwörtern am liebsten behängt, wer sie nicht versteht. Es wäre daher verfehlt, von der Einsicht der Ärzte in ihre mangelhaften Sprachkenntnisse eine Heilung der unter ihnen wütenden Seuche zu hoffen. Das genannte Buch von Roth beabsichtigt denn auch nichts weniger als eine Verdeutschung der von ihm erklärten Bezeichnungen, im Gegenteil macht es sich zum Gesetz, in jede Erläuterung, die es giebt, möglichst viele Fremdwörter hineinzupacken. Man lese z. B.: „Epilopsia gravior, haut mal: Fälle von E., bei denen die Paroxysmen mit Koma und allgemeinen Konvulsionen auftreten.“ Die hier gebrauchten Kunstausdrücke sind ja nun allgemeiner bekannt; dies kann aber nicht als Entschuldigung dienen in folgenden Fällen: „Erythanthema... Sammelname für alle Effloreszenzen mit erythematöser Grundlage. cf. Erythema.“ Also nicht einmal siehe oder vergleiche! Überall heißt es „wissenschaftlich“ confer, vide, id quod.**)

Man sieht nun Erythema nach, in der Hoffnung, hier auf ein deutsches Wort zu stoßen. Und richtig, eins findet sich: „Erythema: durch vasomotorisch-sensible Neurosen bedingte (soll heißen bewirkte oder verursachte, warum also nicht lausirte?) diffuse oder zirkumskripte Hautrötungen“ (endlich!).

Man wird an diesen Beispielen genug haben. Das ganze Buch besteht mit verschwindenden Ausnahmen nur aus solchen grauenhaften Satzgebilden.

Uns beschäftigt aber das Buch nicht an sich, sondern als Zeichen des unter den Ärzten herrschenden oder mindestens verbreiteten Geistes. In der wieder abgedruckten Vorrede zur ersten Auflage wird nämlich über die Kunstausdrücke in der Heilkunde eine Äußerung Virchows angeführt, die dem Buche gleichsam als Wahlspruch mitgegeben ist. Einem Kranken, der diese Worte liest, muß die Haut schauern, wenn er sich vorstellt, daß sie sich sein Arzt möglicherweise zur Nichtschur dienen läßt. Sie lautet: „Sollte es nicht gerade in der heutigen Zeit, wo dem ärztlichen Stand so viele Gefahren drohen, gerechtfertigt sein, daran zu erinnern, daß die wirklichen Ärzte jede Anstrengung darauf verwenden müssen, auch in den kleinen Dingen ihre wissenschaftliche Stellung zu zeigen? und ist es nicht das erste Zeichen

*) Die Fehler finden sich in der zweiten, vielfach veränderten Auflage an denselben Stellen wie in der ersten, sind also keine Druckfehler.

***) Daß es den drei Herausgebern (Roth ist schon vor mehreren Jahren gestorben) gelungen ist, diese drei Ausdrücke fehlerlos anzuwenden, erregt um so größere Bewunderung, als sie es fertig gebracht haben, Vibration mit F statt B zu schreiben (S. 395).

eines wissenschaftlichen Mannes, daß er »die Sprache der Wissenschaft« zu reden versteht? Durch nichts bezeugt der Sachverständige deutlicher seine Befähigung als durch den korrekten Gebrauch der technischen Ausdrücke, durch nichts imponirt er mehr und nützt er mehr (!!!). Möchten diese Zeilen dazu beitragen, diese Auffassung recht allgemein werden zu lassen!"

Man traut seinen Augen nicht. Das Volk hegt den rührenden Glauben, der Arzt sei des Heilzwecks wegen da und bezeuge seine Befähigung eben durch die Heilung, und es giebt ja auch wissenschaftliche Werke, von großen Ärzten geschrieben, die diesem Köhlerglauben Vorschub leisten. Nein, sagt Herr Virchow, die Wissenschaft muß umkehren, der wirkliche Arzt wird an dem richtigen Gebrauch der Fremdwörter erkannt, darin liegt der Nutzen, den er stiftet. Durch Geschicklichkeit sich Ansehen erwerben zu wollen ist Unsinn, man imponirt den Dummen (und diese sind ja die Mehrheit) weit leichter durch reichliche Anwendung von Wörtern auf -om und auf -itis.

Der „Virchowverehrer“ wird natürlich sagen: so ist das nicht gemeint. Darauf ist nur zu erwidern: dann wird zugegeben, daß Virchow nicht deutsch reden kann. Und das wäre allerdings nicht zu verwundern. Indem er alle Anstrengung darauf verwendete, in fremden Zungen reden zu lernen, konnte ihm wohl die Fähigkeit, sich in der Muttersprache richtig auszudrücken, abhanden kommen. Aber angesichts seiner Thätigkeit als Abgeordneter und Redner, die ihn zur Sorgfalt in der Behandlung der Sprache gewöhnen mußte, ist solche Auffassung schwerlich richtig, vielmehr ist anzunehmen, daß Virchow in der mitgetheilten Stelle, was er gesagt hat, auch wirklich hat sagen wollen, um so mehr, als er ja zu den zweiundvierzig gehört, die einst die berühmte Erklärung gegen den Sprachverein unterzeichneten.

Ist aber die Hoffnung, die Virchow am Schlusse ausspricht, in Erfüllung gegangen (und jedenfalls spricht nicht alles dagegen), so steht es schlecht um die Aussicht, daß die deutsche Sprache das große, ihr jetzt verlorne Gebiet der Heilkunde wieder erobern werde.

Dreisprachige Dörfer giebt es bei uns, seitdem außer Natur und Vernunft auch die Mode Einfluß haben darf auf die Sprache unsers Volkes durch erzwungne Vermittlung der Schuljugend. Daß der Dialekt da ist, ist eine nicht zu ändernde Thatsache, eine Naturerscheinung; ihn für häßlich zu halten, will der Verfasser dieser Zeilen niemandem wehren, obgleich er für sich der Überzeugung ist, daß jeder seiner „häßlichen“ Laute in den lebenden Kultur Sprachen vorkommt und unbeanstandet gebraucht wird. Daß ferner alle Kinder Deutschlands hochdeutsch unterrichtet werden, ist, aus naheliegenden Gründen, sehr vernünftig. Wenn sich dabei zeigt, daß das „Volk“ zwar sein Hochdeutsch verstehen und gebrauchen lernt, aber es nicht anwendet, sondern zu seinem Dialekt zurückkehrt, sobald der Zwang der Schule vorüber ist, so kann man das bedauern, man wird es aber voraussichtlich in langer Zeit nicht ändern. Was soll man aber dazu sagen, daß bei diesen eben geschilderten Verhältnissen nun noch ein drittes Idiom auf unsre Dörfer und in die Bürger- und Armenschulen unsrer Städte verpflanzt wird — das Theaterdeutsch?

Der Dialekt meiner Gegend würde ein bekanntes Verschen von Hey so ausgesprochen haben: „Genk wack, Zgel, ech moß dich nech.“ Niemandem ist es eingefallen, die k-Laute darin für besonders schön zu halten. Nach allgemeiner Aussprache des Hochdeutschen deklamiren die Kinder: „Geh weg, Zgel, ich mag dich nicht.“ Und neuerdings kommt der Herr Lehrer oder „die Fräulein“ Lehrerin,

die frisch vom Seminar entlassen sind, und drillen nach dem Dogma: Das g hat nicht mehr einen verschiednen Laut, je nachdem es Anlaut ist oder auf a, o, u, au — oder auf i, e, ei, eu, äu und die Schmelzlaute folgt, sondern es ist unter allen Umständen ein „Gaumenexplosionslaut“ wie im Anlaut. Da nun in dem allergrößten Teil Deutschlands weder die Jungen noch die Alten ein weiches, „stimmhaftes“ g aussprechen können, so entsteht selbstverständlich eine harte, gespreizte, knorpelige Sprache; denn nun kommt ganz natürlich folgende Aussprache zu stande: „Geh weck, Ikel, ich maß dich nicht.“

Glückliche Jugend! So jung und schon dreisprachig! Mit euern Eltern und unter euch spricht ihr Dialekt, mit Fremden, mit Respektspersonen des Ortes hochdeutsch und in der Schule à la Riccaut de la Marlinière. Ihr seid zu geschickt, zu leicht von Begriffen, zu sprachgewandt, daher müssen euch ein paar Schwierigkeiten mehr zu den vorhandnen in den Weg gelegt werden, z. B. die, daß euer Lehrer euch das „Normalwort“ Krug vorführt und die zu Hause nachhelfenden Eltern nicht anders als Krug sagen können, oder die, daß ihr in Verwirrung geratet, wenn da die Rede ist von Ecken, mit denen geeckt wird, von Schmucklern, von Flacken, mit denen geflackt wird, u. s. w. Ihr seid zu tiefgründig, daher muß für Veräußerlichung gesorgt werden, indem den psychischen Begriffen, den Anschauungen, die im Innern als empfindungs- und gefühlbildende Kräfte thätig sein sollen, etwas fremdartiges zum Trüben und Verwirren beigegeben und dadurch etwas mehr vom äußerlichen Drill auf Kosten wirklicher Bildung zu stande gebracht wird. Der Gruß Adieu war euch verboten worden, weil er ein fremder Gruß ist; dafür schallts nun im Chor (d. h. nur in der Schule) „guten Morkn, guten Tack!“ Nun ist's besser, nun denkt und empfindet ihr das richtige dabei.

Langs haftet freilich der Fuß nicht, mit der Entlassung aus der Schule fallen die fremden Federn aus dem Gefieder, die Tournüre wird abgelegt, die an die Apfelbäume genötigten Birnen vermögen sich nicht zu halten. Noch weniger als es der allgemeinen hochdeutschen Aussprache hat gelingen können, die Laute des Dialekts zu verbannen, wird es dem Theateridioten gelingen, gegen jene beiden aufzukommen. Wozu also den Zwiespalt hineinwerfen ins Volk oder vielmehr zwischen Schule und Haus, wozu diese erfolglose und für Schule und Schüler nachteilige Beunruhigung?

Hätt es dem lieben Gott gefallen,
Wir wären alle Nachtigallen.

Es mag in Deutschland Gegenden geben, wo man niemals die Aussprache des g gehabt hat, die, nach den Reimen aller hervorragenden Dichter unsrer zweiten klassischen Zeit zu urteilen, in Deutschland herrschend gewesen ist. Aber was schadet es auch, wenn ein paar Millionen Deutscher wie mein Nachbar Schlesinger sprechen: Geben Sie mir ein belectes Butterbrot! oder: Das Übel lickt zu tief, du kriekst's nicht heraus. Wir haben deshalb keinen Streit angefangen mit ihnen, möchten aber nun doch fragen: Mit welchem Recht will eine Minderheit jetzt der Mehrheit eine ähnliche Aussprache gewaltsam aufdrängen? Wer hat in dieser Angelegenheit Gesetze zu geben? Früher sagte man: Das Volk und die Dichter, und noch dazu ließ man bloß die guten gelten. Jetzt sagen die Schriftgelehrten: Die Bühne hat entschieden. Nun, wenn an der Bühne selbst etwas zu entscheiden gewesen ist, so hat sie dazu auch unzweifelhaft das Recht gehabt, aber was wäre denn im Volke und für das Volk zu entscheiden gewesen? Ist etwa der Stand der Schauspieler durch seinen Bildungsgang oder seine Stellung berufen, Gesetze zu geben? Mir fallen Zeitungsnachrichten ein, nach denen an den königlichen Schauspiel-

häusern in Berlin scharfe und schärfere Anordnungen den ausnahmslosen Gebrauch des modernen *g* erst durchgedrückt haben. Also die Bühne selbst erst abhängig von irgend einer hochgräßlichen Laune, das Ganze vielleicht nichts weiter als eine Art militärischen Drills? Die Bühne kann den *style soutenu* pflegen, das Volk nicht; die Bühne ist der Ort, wo der gewöhnliche Mensch glaubt, sich jedenfalls anders als natürlich geben zu müssen. Ästhetische Urteile über Sprachlaute können überhaupt für die Gesamtheit niemals maßgebend werden, lebende Sprachen kümmern sich um die Frage, was schön oder nicht schön klingt, gar nicht. Wohin kämen wir auch? Wie lange würde es dauern, so ließen wir unsre Dorfjugend gurgeln: *Machta* und *Machgareta* wacheten im Gachten! Kein Laut ist so „häßlich,“ daß ihn nicht die Mode in Kurs bringen könnte. Möchten sich darum Schulleiter und Lehrer doch entschließen, unbekümmert um das Gebahren exkluser Gesellschaftskreise, wo das Fremdartige immer das Vorgezogene ist und unter Moden die Natürlichkeit erstickt, die Pforten der Schulen zu verschließen gegen alle Launen der Mode und allen uniformirenden Drill.

Ein nach außen, schwertgewaltig
Um ein hoch Panier geschart,
Innen reich und vielgestaltig,
Jeder Stamm nach seiner Art.

Ein Einhalten auf dem eingeschlagenen Wege scheint uns für Volksschulen dringend geboten. Erwachsene, vielfach zur Beachtung inhaltloser Formen durch Umstände gezwungen, mögen sich ohne Schaden eine Tournüre der beschriebnen Art anschaffen; für die naive Jugend bedeutet sie eine innere Unwahrheit, zu der Erzieher ihre Pflegebefohlenen nicht ohne Not drängen sollten.

Ein neuer Kupferstich. Louis Jacoby in Berlin hat einen Stich veröffentlicht nach dem Fresko *Sodomas*, das die Hochzeit *Alexanders* und der *Roxane* darstellt. Nur sehr wenige von den Tausenden, die jährlich nach Rom reisen, bekommen heutzutage das Bild zu sehen. Die *Villa Farnesina* öffnet zwar zweimal des Monats ihre Gartensäle, wo *Raffaels* *Psyche*geschichte und die *Galatea* zu sehen sind; wer aber nach *Sodoma* fragt und in das obere Stockwerk hinauf verlangt, dem stellt der Thürhüter ein kategorisches: *Impossibile!* entgegen. Erst wenn die Fremdenzeit vorüber ist und die Sommerhitze Rom entvölkert, mag es einzelnen gelingen, Zugang zu jenen Räumen zu finden. Was sich aber dann dem Auge dort bietet, wird nicht leicht vergessen werden. Nicht umsonst ist *Sodoma* in der Nähe *Lionardos* aufgewachsen. Er hat seinen weiblichen Köpfen in einigen Fällen einen Ausdruck von *Goldseligkeit* verliehen, der jeden Beschauer gefangen nimmt, und die Weichheit seines malerischen Vortrags entzückt um so mehr, je empfindlicher gerade in der *Farnesina* der künstlerische Sinn verletzt wird durch die grenzenlos rohe Behandlung, die *Raffaels* Figuren erfahren haben. An einen Kupferstich werden hier die höchsten Anforderungen gestellt; aber man darf sagen: *Jacoby* ist ihnen als Meister gerecht geworden.

Der Raum, wo sich das Hochzeitsbild befindet, ist nicht groß. Es nimmt eine Schmalseite ein und liegt der Fensterwand gerade gegenüber. Der Besteller war *Agostino Ghigi*, ein Bankier, derselbe, der auch *Raffael* beschäftigte und der die *Villa* hatte bauen lassen.

Die Szene ist auf den hohen festlichen Ton des römischen *Cinquecento* gestimmt. Ein ideales Lokal: kein gewöhnliches Zimmer, sondern ein Raum, der sich ohne Thüren ins Freie öffnet, in Säulenhallen überführt, den reichlichsten Ausblick in die freie Landschaft gewährt, ein Raum, wie er nie gebaut worden ist und noch

weniger zu einem Vermählungsfeſt gewählt worden wäre. Aber die Leute fragten damals nicht nach der hiſtoriſchen Richtigkeit und Möglichkeit, ſondern ſie gaben ſich zufrieden, wenn die architektoniſchen und landschaftlichen Motive dazu beitrugen, den Eindruck des Jubels zu verſtärken.

Der Blick fällt zunächſt auf die Braut. Sie ſißt (links) auf dem Bettrand, am untern Ende. Nur wenige Gewandſtücke hüllen noch ihre Glieder ein. Amoretten ſind eifrig dabei, die Entkleidung zu beſorgen. Mit großem Kraftaufwand ſucht einer ihr die Sandalen vom Fuße zu ſtreifen. Schamhaft verlegen ſieht ſie ihm zu. Ein anderer hat ſich auf die Polſter und neben ſie herangemacht; er hält das leichte Hemd über ihrer Bruſt feſt und ſieht dem nahenden Bräutigam entgegen, als wollte er fragen, ob der Augenblick da ſei, es fallen zu laſſen.

Alexander naht mit der vornehmen Gelaffenheit, die das Cinquecento ſeinen Helden zu geben liebte. Er reicht der Braut eine Krone. Dabei greift die linke Hand mit etwas blöder Bewegung in den Mantel. An dem Tritt vermißt man die Feſtigkeit. Es wird wohl niemand widerſprechen, wenn wir dieſen Alexander als die am wenigſten glückliche Figur des Bildes bezeichnen. Der Beſchauer hält ſich lieber an den kleinen Putto, der mit Lachen den König am Hocke nach dem Bette zerzt.

Hinter Alexander, der gerade die Mitte des Bildes einnimmt, folgt noch eine Gruppe von zwei Jünglingen, der eine bekleidet, der andre faſt nackt: man nennt ſie Hephäſtion und Hymenäus. In den Augen und in der Handbewegung des Nackten liegt der Ausdruck ſtaunenden Entzückens über den lieblichen Anblick. Auch dieſe Geberde aber maßvoll, zurückhaltend, vornehm.

Aber noch nicht genug der Figuren. Rechts kommt noch ein Zug Putten heran, mit allerlei Scherz, und am linken Ende der Bilder, von wo wir ausgegangen ſind, ſteht auch noch ein Grüppchen von Dienerinnen, die ſich entfernen ſollen, aber nur langſam Platz machen. (Die eine trägt einen Krug auf dem Kopfe und bietet einen intereſſanten Vergleich mit der bekannten Figur in Raffaaels Burgbrand.) Das eigentliche Leben ſcheint aber erſt oben, in den Lüſten, anzugehn. Wenn die Mägde hinaus müſſen, ſo dürfen doch die Putten im Saal drin bleiben. Sie ſchwärmen herum und verſchießen ihre Pfeile, während die vorſichtigeren bei Zeiten auf dem Dach des Bettes hinter den grünen Vorhängen einen guten Platz ſich ſichern.

Der Reiz liegt bei Sodoma immer mehr in den Einzelmotiven als im Ganzen. Er hatte wenig Gefühl für eine harmoniſche Raumsfüllung. Auch dieſes Bild wirkt oben wie abgeſchnitten. Die Figuren ſind ſo verteilt, daß man ſich des Eindruckes nicht erwehren kann, ſie litten Zwang unter dem Rahmen. Das Bild im ganzen hat auch kein angenehmes Verhältnis zu dem Zimmer, in dem es ſich befindet. Es erſcheint bei ſeiner Größe beengt, und mit den Gemälden der anstoßenden Wände ergeben ſich unangenehme Widerſprüche.

Sodoma war kein architektoniſch denkender Künſtler. Sein Stil hat etwas weiches, fließendes. Sein Geſchmack ging auf das weibliche. Die feſtgefügte männliche Form und die Darſtellung entſchiedener Handlung iſt nicht ſeine Sache. Er hat keine ſcharfe Zeichnung. Aber in der Modellirung des blühenden Fleiſches iſt er von größtem Reiz und in der Wirkung des Helldunkels ein Zauberer. In der Wiedergabe dieſer Eigenſchaften lag die größte Schwierigkeit für den Stecher: die Hand Jacobys ſcheint ſie mühelos überwunden zu haben. Sein Stich wird dem, der das Original nicht geſehen hat, eine Vorſtellung von der beſtrickenden Wirkung von Sodomas Pinſel geben. Das Blatt hat eine Größe von 32 zu 59 Centimetern.

H. W.